

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland

Autor(en): **Steiger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **38 (1942)**

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland

(Abgeschlossen auf Ende 1942)

Als Grundlage dieser Betrachtung dienen uns jeweilen die Zeitungsauschnitte, die uns der Genfer «Argus international de la Presse» im Laufe des Jahres sendet. Da es immer ein paar Hundert sind, geben sie einige sichere Anhaltspunkte, um Bewegungen und Richtungen unseres Sprachlebens festzustellen. Natürlich kann auch dem Argusauge einmal etwas entgehen, aber zu seinen Auschnitten kommen noch unsere eigenen Beobachtungen und Sammlungen, besonders aus Zeitschriften — alle zu verfolgen, ist auch uns nicht möglich.

I.

Fast ein Viertel der diesjährigen Auschnitte bringt schweizerdeutsches Sprachgut in gebundener oder ungebundener Form. Ein Blatt verlangt, daß jede schweizerische Zeitung wöchentlich einen Mundartbeitrag bringe — davon sind wir noch weit entfernt; die gegen 170 Auschnitte stammen aus 37 der etwa 450 Zeitungen der deutschen Schweiz. Manches würde auch nicht gedruckt, wenn es nicht Mundart wäre, aber Mundart ist noch kein Ersatz für Geist. Sie ist auch selten ganz rein; ohne „obschon, nachdem, immerhin“ und dergleichen läuft es selten ab, und das bezügliche Fürwort „wo“ verschwindet. In einer „Mundartede“ ist einmal die Rede von einem Sepp, „d ä g ä r n e chli philosophiert, i n d e m e r d e K o p f schüttlet . . .“ Dabei behauptet er: „Es git n u n emol Sache, d i m e n u m e i n d e r M u n d a r t s o r ä c h t c h a s ä g e*.“ Ganz richtig, wenn man's kann. Im „Bund“ plaudert manchmal Strüßli in gutem Berndeutsch, unter anderem über das „Chrousimoufi“ von Mundart und Schriftsprache, das „Mösch=Dütsch“, das er so nennt nach dem Muster von „Miffingsch“, wie in Norddeutschland die Mischung von Platt- und Hochdeutsch heißt. Der „Kleine Bund“ bringt hie und da eine mundartliche Erzählung; ja Karl Uetz wagt sogar die Mundart bei einer literarischen Veranstaltung, der „Bernener Bücherwoche“, und stellt in gehobenem, aber immer noch echtem Berndeutsch dar, wie Bücher als Helfer wirken können. Dabei scheut er sich nicht zu betonen, „was für ne Chitt Schillers

*) Aus Raummangel verzichten wir auf Angabe der Stellen, halten sie aber zu Verfügung.

„Täll' für is bedüetet, wieviel Zsämeghörigkeitsgfüehl das Schouspiel i üsem Volk pflanzet het“. Jedenfalls sind die Berner die eifrigsten in der Verwendung der Mundart; erst lang nachher kommen die Zürcher. An ihrer Spitze steht der Winterthurer „Landbote“, wo „Heiri Brändli“ (Rudolf Kägi) Erinnerungen aus seiner Töftaler Bubenzzeit erzählt. Auch gegen mundartliche Verse verhält sich unsere Presse sehr zurückhaltend. Der „Schweizer Spiegel“ veröffentlichte sogar einige „sinn- und hemmungslose Mundartgedichte“ zur Abschreckung der „Fabrikanten und Bervielfältiger“. Aber die „Zürcher Wochenzeitung“ glaubte doch, ihren Lesern das „Gedicht“ nicht vorenthalten zu dürfen, in dem eine Strophe lautete:

Wer möcht nüd au gern z'Züri sy, am dörfer-ryche See,
 Mit syne prächtige Paläschte und -syne schöne, breite Quais,
 Die Stadt, wo alli syni (!) Täächte so luschtig, froh und roch cha gäh,
 Mis Züri a mim See.

Die Auschnitte berichten uns auch von neuen Mundartbüchern, meist aus den Verlagen von Francke und von Sauerländer. Sie werden meistens, und meistens wohl mit Recht, wohlwollend besprochen. Wir können hier nicht alle aufzählen, sondern erwähnen nur Gfellers „Landbärner“ und Huggenbergers „Hinderem Huus im Gärtli“. Die Verschwäizerdeutschung von Werken der Weltliteratur ist weiter geschritten zu Shaw's „Pygmalion“ und Hoffmannsthal's „Jedermann“. Unter dem Titel „Gott Loob und Dank“ hat Werner Morf vierzehn Psalmen zürichdeutsch herausgegeben. Keine Bibelübersetzung, sondern eine freie Nacherzählung sind Adolf Schaers „Unstärblihi Gschichte us em Alte Testamänt“, wo der Apfel des Paradieses zum Grabsteiner wird, Potiphars Weib ein „Kääf“, und David trifft den Goliath „z'mitts a Gring“. Wenn aber das Land Kanaan zum Emmental wird, ist es nicht mehr das Heilige Land der Bibel, sagt dazu Heinrich Baumgartner mit Recht, und damit verwische sich die alttestamentliche Größe. Ein Kritiker, der es wissen muß, schreibt einmal: „Allzu viele Dialektschreiber glauben, die Mundarten „plangen“ nach ihnen als Dichter. Das Publikum weit weniger.“ Die von G. Schmid in Freiburg herausgegebene Mundart-Zeitschrift „Schwyzlerlüt“ hat drei schöne Sondernummern herausgegeben: ein Heft „Züritüttsch“, eins zur Erinnerung an die letztes Jahr verstorbene, mit Recht geschätzte Mundartdichterin Sophie Hämmerli und eins zum 75. Geburtstag Huggenbergers. Zum Mundarttheater erklärt ein Kritiker, eine „primitive Gattung“ verwechsle das Volkstümliche mit dem Vulgären, wo billiger Wortwitz und kurzlebige Modeausdrücke mundartliche Schlagkraft

vortäuschen. Das scheint auch einem neuen Film anzuhafien, dem „Chegellönig“, wo „das betrunkene Lorkeln vom Faßtiſch zur Regeltahn als ſchweizeriſches Volksleben vorgeführt wird“. Grundsätzlich und ſprachlich entgleiſt iſt im Lichtſpiel auch der Erklärer der Forwochenſchau, der meinte, die Fahrt eines britiſchen Geleitzuges durchs Mittelmeer baſeldeutiſch (und dann noch in was für einem Baſeldeutiſch!) begleiten zu müſſen, was an ſich nicht nur unnötig, ſondern auch geſchmack- und taſtlos war. Vernünftigen Gebrauch macht von der Mundart im allgemeinen unſer Rundspruch; ſie iſt aber auch nicht immer echt. Beſonders erfreulich wirkt da jedesmal Traugott Meyer als „Bottebrechts Miggel“.

Auch die grundsätzliche Ausſprache über Mundart und Schriftſprache iſt weitergegangen. Ueber die „Grenzen der Mundartdichtung“ ſpricht Prof. Baumgartner im „Schweizer Bücherboten“. Mundart dürfe der Dichter nur ſchreiben, wenn der Stoff es erlaube oder verlange. Eine feſſelnde Auseinanderſetzung darüber brachte Hans Zulliger im „Bund“ in Form eines Geſprächs. Ueber „berechtigte und unberechtigte Pflege der Mundart“ ſpricht dort auch Hans Raeslin, ein bekannter und anerkannter Mundartfreund, der aber doch ſagen muß, daß ihm „der Kult, der nun von mancher Seite mit dem Schweizerdeutſchen zuungunſten des Gemeindeutſchen getrieben wird, Unbehagen verurſacht“. Scharf und tapfer wendet ſich in der „NZZ.“ Th. G. Blatter gegen die „Mundartſtümper“, die, „nur weil ſie gegenwärtig leider Mode iſt, geräuſchvoll in der Mundart herumplanſchen und meinen, wenn etwas ſchriftdeutiſch ſprachlich falſch ſei, dann ſei es von ſelbſt und ſowieſo richtige Mundart“. Beſonders groß ſei die Zahl dieſer Stümper unter den Rednern, die jetzt auch ein bißchen „volkstümeln“. Es ſei aber durchaus keine Schande, bei irgendeinem Anlaß ſeine Rede in gutem Hochdeutiſch vorzutragen. Die „Dialektitis“ blühe jetzt auch in der Dichtung. Ueber die Parlamentsſprache berichtet die „Baſler Arbeiterzeitung“, mit der zunehmenden Verwendung der Mundart habe „Deutlichkeit und Klarheit der ſachlichen Ausſprache kaum gewonnen“. Eliſabeth Thomann erklärt im „Tages-Anzeiger“, lebhaft unterſtützt von Blatter, falſch und unecht erklinge die Mundart meiſtens, wenn wir „offiziell“ reden, eine wahre „Baſtardſprache“, ſo etwa in der Frauenſtunde des Rundspruchs: „Uſgehend vo dem Prinzip mached mir d'Konfitüren h.“ In einem jugendlich ſchwärmeriſchen Aufſatz „Vom Sinn unſerer Schweizer Sprachen“ (in der Zeiſchrift „Wir Jungen“) ſieht der Verfaſſer in ſeiner allgemeinen Menſchenliebe dem Untergang unſerer Mundarten mit Seelenruhe ent-

gegen. Gründlicher, klarer und richtiger verfährt Ernst Schürch im „Kleinen Bund“ in einem schönen Aufsatz über „Sprachschutz in der Schweiz“. Bei aller Hochachtung vor den Schriftsprachen, die wir lieben und als wichtigste Stützen unserer Bildung sorglich pflegen wollen, müssen wir die Mundarten schützen hauptsächlich gegen die Vermischung mit einzelnen schriftsprachlichen Wörtern. An einigen gut gewählten Beispielen zeigt er den Reiz ihrer Heimeligkeit. Im selben Sinne sprach im Mai Prof. Dr. Dieth vor der Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia“ über „die kulturpolitische Bedeutung der schweizerischen Mundarten“. Da im Wortschatz und in den Redensarten der Mundart alle Anschauungen und Erfahrungen unseres Volkes verkörpert sind, sei die Mundart ein „kultureller Faktor“, damit aber auch ein „völkisch politischer Faktor“. Damit schiebt Dieth die Frage auf das politische Geleise, was nicht nötig ist. Er führt Jost Winteler's Wort an: „Welchen Sinn hätte unsere Selbständigkeit ohne Eigenart? Unsere Mundart nun ist die Hüterin dieser Eigenart.“ Wir Schweizer betonen sonst immer und gern Demokratie und Föderalismus als unsere heiligsten Güter; in ihnen erblicken wir unsere Freiheit; von der Mundart ist dabei kaum die Rede. Sie ist eine vaterländische Kraft, doch nicht die stärkste. Sie bedarf heute der Pflege — darin hat Dieth recht —, sonst ist sie in fünfzig Jahren „eine Zwitterform von Hochdeutsch und Schweizerdeutsch, die zu retten sich nicht mehr lohnen wird“.

Von jener Tagung erfahren wir, sie habe in der Gruppe „Volkskultur, Heimat- und Naturschutz, Mundartpflege“ folgende Maßnahmen beschlossen: Bewilligung von Beiträgen zur Weiterführung der Arbeit der vier Mundartwörterbücher, Ermöglichung einer Pressestelle, die die Ergebnisse der deutschschweizerischen Mundartforschung in volkstümlicher Form der Öffentlichkeit vermitteln soll, Unterstützung des Bundes „Schwyzertütsch“ und einer in Freiburg erscheinenden Mundartzeitschrift. Ferner seien Maßnahmen vorbereitet worden, die der Förderung der lebendigen Mundart dienen sollen.

Mit dieser Hilfe des Schweizerbundes ist es dem Schwyzertütschbunde möglich geworden, die im „Heimethuus“ in Zürich, dem Sitz der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, des Schweizer Heimatwerks und der Trachtenvereinigung, schon 1939 eingerichtete „Sprachstelle“ auszubauen zu einer von einem vollamtlich angestellten Germanisten besetzten Arbeitsstätte, wo man über alle möglichen Fragen Auskunft holen kann: über Bedeutung und Verbreitung einzelner mundartlicher Ausdrücke und Redensarten, über mundartliches Schrifttum

jeder Art, über Redner und Vortragskünstler, über die richtige Sprach- und Schreibform mundartlicher Werbeschriften und Anzeigen usw. Auch ein Pressedienst ist eingerichtet worden. Ferner führt der Bund eine „Schwyzertütsch-Schuel“, die heimgekehrten Auslandschweizern die Wiedereingliederung ins heimische Leben erleichtern soll, aber auch ansässigen Welschen dient. An der „Delegiertenversammlung“ mußte der Obmann erklären, die erste Forderung des Bundes: „Mehr Schweizerdeutsch!“ sei allgemein durchgedrungen, mit der Verwirklichung seines zweiten Verlangens: „Besseres Schweizerdeutsch!“ sei es aber noch ziemlich schlimm bestellt. An einer Veranstaltung in Zürich wies denn auch Traugott Meyer unter dem Titel „Muetersprooch und Häimet-schutz“ in einem planmäßigen Gang durch die Sprachlehre die Verderbnis der Basellandschäftler Mundart nach und forderte namentlich die Mütter auf zur Wahrung unserer eigentlichen Muttersprache; denn „mit der Mundart würde das Heimelige unseres schweizerischen Daseins und Soseins verloren gehen“. Das ist wohl richtig: das Heimelige, aber nicht die Freiheit!

Zweigvereine hat der Bund „Schwyzertütsch“ erst in Zürich, Zug und Luzern zustande gebracht, aber es ist nicht so, daß anderswo nichts geschähe. In Bern nimmt sich der Zweig des Deutschschweizerischen Sprachvereins der Sache an. An einem Berndeutsch-Abend unterschied zuerst Prof. Baumgartner fünf verschiedene Spielarten, worauf für jede ein Vertreter auftrat. In St. Gallen widmete die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ der Mundart wieder die Hälfte ihrer Vorträge. Vom Niedergang des Stadtbaslerischen berichtete Prof. Bruckner im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“. In Basel seien die Verhältnisse noch schwieriger als anderswo, weil sich die Ortsmundart nicht einmal in erster Linie gegen die Schriftsprache wehren müsse, sondern gegen andere Mundarten, besonders in der Schule. Auf die Umfrage eines Zürcher Pfarrers über den Gebrauch der Mundart im Gottesdienst sind weitaus die meisten Antworten der Kirchenbesucher verneinend ausgefallen (siehe „Mitteilungen“ 1942/11 und 1943/2). Ein anderer Zürcher Pfarrer erzählt im „Aufgebot“, eine Dame habe ihm erklärt, sie käme nicht in den Gottesdienst, weil sie die hochdeutsche Sprache nicht ertrage. Er gibt ihr die scharfe Antwort: „Jedenfalls muß hier gesagt sein, daß diese Dame den wahren Sinn eines Gottesdienstes nicht erfaßt hat, sonst würde sie nicht so reden.“ Ob diese „Dame“ die Antwort verstanden hat?

Der „Zollifer Bote“ wendet sich gegen die Verrohung der Mundart, die sich zeige, wenn aus weiblichem Munde Redensarten ertönen

wie „'s Chalb mache, e Schnörre mache, Schiß übercho“ und andere. Emil Hügli tadelt im „Volksrecht“ die beliebten Verstärkungswörter „sau-“ und „mords-“, die man schon aus dem Mündchen der anmutigsten Damen und Dämchen hören könne („sauglatt“, „mordsguet“). Berechtigt ist auch der Kampf gegen den Ausdruck „Quark“ für den Ziger, gegen den mundartlichen Unfug mit dem „zwo“; sogar „Papa und Mama“ werden angefochten. Verdienstlich sind auch wieder die Gegenüberstellungen von unrichtigem und richtigem Schweizerdeutsch, die Frau Feller-Müller im „Schweizer Spiegel“ bringt. Auch die Soldatensprache findet Teilnahme; sie hat sich auch in diesem Kriege vermehrt: der schöne neue Galaoffiziersgurt heißt „Schilbigurt“, der Arzt „Bibelisforscher“, die Gasmaske „Schnörregalosche“ usw.

Es wäre noch mancher Beitrag zu erwähnen. Kurz: der Mundart wird heute mehr öffentliche Aufmerksamkeit gewidmet als früher; sie wird auch mündlich und schriftlich mehr geübt; ja sie ist sogar zur Modesache geworden, aber das ist von ihren wahren Freunden auch erkannt und bekämpft worden.

Zum Teil vernünftig, aber zu weitgehend ist die Anregung, die Dr. Guggenbühl, der Obmann des Schwyzertütsch-Bundes, im Zürcher Gemeinderat machte, es sei in die Richtlinien für die Aufnahme von im Ausland geborenen Ausländern ins Bürgerrecht der Stadt Zürich die Bestimmung aufzunehmen: „Von den Bewerberern wird verlangt, daß sie einige staatsbürgerliche Kenntnisse besitzen, Schweizerdeutsch verstehen und einen deutschschweizerischen Dialekt in angemessener Weise sprechen.“ Vom Ergebnis der Prüfung dieser Anregung hat man noch nichts gehört. Der erste Teil der mundartlichen Anforderung, daß die Bewerber also Schweizerdeutsch verstehen, ist gewiß nicht unbillig; der zweite aber, daß sie es sprechen, geht zu weit; denn das ist Sache der sprachlichen Begabung, und die hat mit politischer Gesinnung nichts zu tun und gibt gar keine Gewähr dafür. Immerhin will der Antragsteller beim Vorhandensein aller übrigen Voraussetzungen Ausnahmen gestatten.

Das Gegenstück zu diesem Bild ernster Sorge im Ratsaal liefert ein Bild im „Rebelspalter“: Ein „mondänes“ Paar sitzt in einem passenden „Café“ im Zürcher „Hollimood-Tschungel“, und „sie“ stoßseufzt: „Tschonny, gar doch wenigstens gebroche Tütsch, wennst nid änglisch chasch — mit dim saublöde Dialäkt bringst eim ja um de ganz Sirappiil!“

II.

Den Uebergang zur S c h r i f t s p r a c h e nehmen wir diesmal am besten da, wo sich die beiden Formen letztes Jahr nahe berührt haben: beim neuen Duden. Der „Schweizerische Feuilletondienst“ (sfd) brachte in einigen Zeitungen eine freundliche Besprechung unseres Berichtes in der „Rundschau“ 1941; leider war sie, besonders in den Zahlenangaben, etwas ungenau*). Auch der „Geistesarbeiter“ brachte einen Beitrag über „Schweizerisches Sprachgut im Hochdeutschen“, den die „Fachpresse“ dann abdruckte. In den „Typographischen Monatsblättern“ bemängelte ein Einsender, daß kein besonderer Schweizer Duden hergestellt wurde.

Im Grenzgebiet zwischen Mundart und Schriftsprache liegt auch die schwierige Frage, wie es auf unsern Kartenwerken usw. mit den Orts- und Flurnamen gehalten werden solle. Ueber die heutigen Zustände klagt im „Schweizer Spiegel“ Dr. Saladin, Schriftleiter am „Idiotikon“. Diese Namen stammen zum größten Teil aus der Zeit der alemannischen Landnahme, wurden aber nicht in der ursprünglichen, vielfach noch mundartlich lebendigen Form belassen, sondern im 17. Jahrhundert verneuhochdeutsch, wobei aus Unverständnis allerlei Unsinn zustande kam. So entstand aus dem mundartlichen Bruwald (aus Brunnwald) Braunwald, aus Schirsiten, das noch heute deutlich an die Kirichen erinnert, das sinnlose Mehrsitzen usw. Ein und dasselbe Wort trifft man in zehn verschiedenen Schreibweisen: Rüti, Reute, Reuti, Riti, Ritti, Rüte, Rütthi, Rülte, Rütthi, Rhti. Es ist offenbar schwierig, die Grenze zwischen Mundart und Schriftform richtig zu ziehen, aber auch nicht leicht, seit hundert und mehr Jahren amtlich eingeführte, wenn auch noch so unsinnige Formen (Degersheim, Neunforn und viele andere) wieder auszurotten.

Und was geschieht zur Pflege der Schriftsprache? Das ist vor allem Sache der Schule aller Stufen. Der gute Wille ist gewiß im allgemeinen immer noch vorhanden, und wenn Raeslin gehört hat, ein Deutschlehrer an einer deutschschweizerischen Mittelschule verbessere jetzt ängst-

*) Die im Frühjahr 1943 im „Beobachter“, dann auch in der „Tat“ und andern Blättern unter der Spitzmarke „Der Duden mit dem falschen Sennenkäppli“ erschienene Bemängelung war durchaus abwegig, aber entschuldigbar, weil der Schweizerische Verlag, der vom Bibliographischen Institut in Leipzig die Bewilligung zu einem für die Schweiz bestimmten Abdruck erhalten hatte, diesen in irreführender und etwas marktstreuerischer Weise auf dem Titelblatt ankündigte als „Zwölfte, neubearbeitete und erweiterte Auflage für die Schweiz“ und auf dem Umschlag als „grundlegend erneuerte Auflage für die Schweiz“, was leicht falsche Erwartungen erwecken konnte.

lich alle Fehler gegen den mundartlichen Sprachgebrauch, die seine Schüler etwa begehen, lasse aber so und so vieles hingehen, was im Schriftdeutschen als fehlerhaft gilt, so ist das wohl eine seltene Ausnahme. Auch Blatter, der der Schule die Mundartpflege zuweisen will, betont ausdrücklich, daß darunter der Unterricht in der Schriftsprache nicht leiden dürfe. Aber mit diesem Unterricht sind nicht alle zufrieden. Eine zürcherische Bezirksschulpflege verlangt für die erste Sekundarklasse „Befestigung und Vertiefung der deutschen Muttersprache auf Kosten des Französischen“. (Amtliches Schulblatt, Seite 193.) Mitglieder einer andern Bezirksschulpflege haben vom Deutschunterricht den Eindruck gewonnen, die Erfolge ständen nicht im Verhältnis zur aufgewendeten Mühe. Auch gebe es junge Lehrer, die die wichtigsten Ausspracheregeln nicht kennen, und das gehöre doch auch zur Pflege der Schriftsprache. Auch anderswo ist man nicht zufrieden: Nach dem „St. Galler Tagblatt“ geben auch die kaufmännischen Lehrlingsprüfungen zu Klagen Anlaß (zum Teil deshalb, weil Muskulatur bei der heutigen Jugend mehr gelte als Gehirn). In der „Technischen Zeitschrift“ wird bessere sprachliche Ausbildung verlangt, der Techniker sollte nicht in den „schludrigen Kaufmannsstil“ verfallen. Die „Gosauer Zeitung“ fragt, wo man in der Volksschule die vom Bunde geforderte dritte Turnstunde unterbringen wolle; keineswegs dürfe sie dem Deutschunterricht entzogen werden, denn die Klage über mangelhafte Beherrschung der Muttersprache sei allgemein. Auch die wieder eingeführten pädagogischen Rekrutenprüfungen zeigen das deutlich. Im Bericht des Oberexperten Bürki wird der Gesamteindruck, den man von den in diesen Prüfungen geschriebenen Briefen erhalte, als durchaus ungünstig, die Rechtschreibung als geradezu jämmerlich bezeichnet. Vielen Rekruten sei die Höflichkeitsform („Sie“) nicht geläufig, der Ausdruck oft ungeschickt (zum Beispiel „Liebes Fundbüro der SWB“ oder „Geschätztes Brennstoffamt“ — das ist wenigstens ehrlich!).

Aus der Schule hervorgegangen und für die Schule bestimmt ist das schöne Büchlein von Hans Kaeslin „Aus der Mappe eines Deutschlehrers“, das persönliche Erfahrungen und Ansichten eines Mannes enthält, der fast vierzig Jahre an der Kantonschule Aarau gewirkt hat und seine Liebe zur deutschen Sprache und zum deutschen Schrifttum auf diesem Wege weiter wirken läßt. Er wagt sogar die heute oft erhobene Forderung, man sollte in unsern Schulen vor allem Schweizer Dichter lesen, in ihre Schranken zu weisen. In einer Besprechung des Buches nennt M. J. diese Forderung „zeitbedingt, aber darum in ihrer Einseitigkeit nicht weniger schief“. Vor allem dem

Deutschunterricht der Mittelschule, aber auch andern Lesern dienen wieder die neuen Hefte der wertvollen Sammlung „Sprachgut der Schweiz“, ferner der erste Band eines literaturgeschichtlichen Lesebuchs „Schriftwerke deutscher Sprache“ von Werner Burkhard und eine eigentliche Literaturgeschichte von Max Bräm. Die „Schweizerische Lehrerzeitung“ hat die Aufsatzreihe Wilhelm Bruckners „Von der Verwahrlosung unserer Sprache“ fortgesetzt und andere Aufsätze zur Sprachpflege gebracht. Im „Luzerner Schulblatt“ 1941 hat, um das nachzuholen, Alfred Ineichen namentlich die im Zeitungsdeutsch herrschende Fremdwörtersucht hergenommen. Im „Berner Schulblatt“ hat dagegen R. A. die in allen europäischen Sprachen zunehmende „Verschmelzung“ des Wortschatzes für die Vorstufe eines „neueuropäischen Idioms“ erklärt. Also gehören die Fremdwörter offenbar auch zur „Neuordnung Europas“. Daß eine solche Bewegung im Gang ist, kann man nicht leugnen, und man müßte es fast glauben, wenn man nicht wüßte, daß auch diese Bewegung eine Gegenbewegung, diese „Aktion“ eine „Reaktion“ hervorgebracht hat. Der Mann scheint noch nichts von Heimatschutz und Bodenständigkeit gehört zu haben.

Außerhalb der Schule und ihrer Presse pflegen die Schriftsprache die verschiedenen Sprachgesellschaften: außer dem Deutschschweizerischen Sprachverein und seinem rührigen Zweig Bern die Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen und ähnliche Vereinigungen. Aus dem Bericht über einen Vortrag von Robert Reist sei der beherzigenswerte Satz erwähnt: „Durch Uebersetzen aus dem Latein wird die deutsche Sprachkraft bedeutend gefördert, doch dürfen dabei ja keine undeutschen Ausdrücke und lateinernde Satzfügungen geduldet werden.“

Was leistet die Presse außer den Berichten über diese Bestrebungen zur Sprachpflege? Da verdient vor allem die Halbmonatsschrift „Beobachter“ ein Lob, die unter dem kräftigen Titel „Schäm di!“ fast regelmäßig gegen sprachliche Mißbräuche kämpft und das recht mutig, auch wenn es gegen allgemeine Vorurteile geht. So wagt er sogar den „Berron“ anzugreifen, auch die beliebte Engländererei (Tea Room, Weekend, Lunch usw.), die Geschmacklosigkeiten der Kinoreklame, das Amts- und Gerichtsdeutsch (die „Aushingabe“, die „saumonfarbige“ Novemberkarte, „der Beanzeigte“) usw. Die Monatschrift „Fachpresse“ bringt unter dem Titel „Winke für die sprachliche Gestaltung“ eine gefürzte Wiedergabe eines Vortrages von Wohlwend. Das „Genossenschaftliche Volksblatt“ behandelt gelegentlich sprachliche Fragen, nicht immer mit Verständnis, aber meistens mit gutem Willen. Zum

Beispiel macht es mit Recht darauf aufmerksam, daß die Form „zwo“ beim Telefon heute, im Zeitalter der Automatisierung des Dienstes, weniger nötig sei als früher. Eine „geradezu trostlose Verlassenheit von jeglichem Sprachgeist und Klanggefühl“ spreche aus der Form „zwtens“. In der „NZZ.“ fragt ein Mitarbeiter „Beuge ich stark oder schwach?“ im Anschluß an den Brief eines schweizerischen Lehrers, der seine Erziehungsdirektion darauf hinwies, daß er sich schon früher einmal „angemolten“ habe (worauf sich besagte Erziehungsdirektion den Mann wohl „gemorken“ habe). Das „Berner Tagblatt“ und die „Nationalzeitung“ loben das volkstümliche Deutsch des Eidgenössischen Kriegswirtschaftsamtes. Andererseits wird aber in der „Nation“ das Wort „Ausjchaffung“ (von Flüchtlingen) als bürokratisch bekämpft. Das ebenfalls behördlich eingeführte Grundwort in „Kartoffel-“ oder „Kastanien-Anfall“ hält die „Nationalzeitung“ für einen „Geschwollenheitsanfall“. Die amtlichen „Verlautbarungen“ werden also nicht nur sachlich, auch sprachlich mehr oder weniger streng, auch mehr oder weniger richtig beurteilt.

Der „Organisator“ bietet „Schach dem Substantiv“, also der heutigen Vorliebe für das wichtigtuertische Hauptwort („Verfügungen treffen“ für „verfügen“, „eine rasche Erledigung geben“ für „rasch erledigen“ usw.). Daß in einem schweizerischen Heiratsgesuch die Rede sei von einem „treuen, lieben Schweizer-Mädel“, nimmt Ruth Blum zum Ausgangspunkt eines lebhaften Angriffs gegen die Kitschkultur, die sich um so breiter mache, „je krampfhafter wir in Bodenständigkeit machen“. „Schweizer Mädel“ klinge so geschmacklos, wie „Schweizer Dirndl“ oder „Schweizer Girl“ klingen. Das ist etwas übertrieben; denn „Mädel“ ist immerhin noch verwandt mit „Meitli“, das allerdings den Dienst auch täte und in der Tat besser klinge. Sie stellt das „Mädel“ zusammen mit der übertriebenen französischen Schminke, der Tangotanzerei bei Trachtenfesten usw. In geradezu schamloser Offenheit (das ist etwas umständlicher, aber dafür verständlicher als „zynisch“) zeigt die „Weltwoche“ eine „Schweizer Tanzplatte“ an, die zu schaffen die Herausgeber der Marke „Elite-Spezial“ (!) sich „das stolze Ziel“ gesetzt. Sie habe „nichts mit dem landesüblichen Ländlerstil zu tun“, soll aber doch ins Ausland gehen, offenbar um dort für unsere „Eigenart“ zu werben. Gespielt wurde von den „Original Teddies“, die lauter Schweizer seien — nur die Sängerin sei Holländerin. Der Leiter Eddie Brunner („Eddie“, welch heimeliger Schweizername!) habe schon in Paris ein berühmtes „band“ geleitet, „in welchem hervorragende Amerikaner mitwirkten“. Am besten haben dem

Berichterstatter von den fünf „Schweizer“-Blatten gefallen: „Elmer's Tune“, „Baby mine“ und „I know why“.

Daß aber unserm Volk allmählich doch die Augen aufgehen über diesen Kulturschwindel, kann man schließen aus dem „Nebelspalter“ und einer in verschiedenen kleinen Blättern erschienenen Aufzählung von bernischen Tanzorchestern, zusammengestellt aus den Anzeigen eines einzigen Tages: Swing Boys, Silber Boys, The Happy Boys, Jonny Boys, Swing Players, Rex Boys, The Accordion Boys,“ und das unter dem Titel: „Quater Eidgenosse!“

Sogar Fragen der Rechtschreibung tauchen etwa auf, zum Beispiel ob man „Bergtour“ oder wie Prof. Albert Heim (sehr vernünftigerweise) „Bergtur“ schreiben solle, ob „Abdruck“ oder „Apdruck“, ob „Caritas“, „Charitas“ oder „Karitas“. Wenig von Sachkenntnis getrübt, wickelt einer über die Schreibweise „Tee“ für „Thee“, wie man nach seiner Meinung schreiben sollte.

Es wäre noch manche Pressestimme zu erwähnen, die sich für erfreuliche oder gegen unerfreuliche Erscheinungen unseres Sprachlebens einsetzt. Bemerkenswert sei als Neuheit in unserm reichhaltigen und im allgemeinen hochstehenden Zeitschriftenwesen, das sich nicht nur in hochdeutscher Sprache, sondern gelegentlich auch für sie einsetzt, die Vierteljahrschrift „Trivium“ für Literaturwissenschaft und Stilkritik. Sie wendet sich an Gebildete, die wissen, daß man im ältern Bildungswesen unter diesem Wort die drei Grundwissenschaften Grammatik, Dialektik und Rhetorik verstand; der Name soll aber auch als „Dreiweg“ zu den drei in der Schweiz zusammentreffenden Kulturen verstanden werden. Sie will unter anderm das sprachliche Gewissen schärfen; denn „der Kampf um die Würde und Reinheit des Wortes ist in den letzten Jahrzehnten angesichts der Verderbnis, die Politik und schlechter Journalismus zu verantworten haben, immer mehr zu einer Angelegenheit aller Gebildeten geworden“.

Erfreulich ist, daß sich die Deutschschweizer trotz Mundartmode und Fremdtümelei doch auch immer wieder bemühen um ihr mündliches Hochdeutsch. Der „Verein für Redekunst Zürich“ hält immer wieder seine Kurse ab; die Freisinnige Partei des Kantons Zürich hat unter Leitung von Hans Kyffeler aus Bern einen Rednerkurs durchgeführt, an dem mit einer einzigen Ausnahme hochdeutsch gesprochen wurde. In Zürich leitet ferner Hans Eppenberger „Abende für Diskussion und Rhetorik“, die eifrig besucht werden.

„Die Schweiz als Pflegerin der Sprachen“ war der Gegenstand einer Ausstellung, die die Schweizerische Landesbibliothek im Winter

1942/43 veranstaltet hat. Sie bot einen Ueberblick über schweizerische Sprachpflege und Sprachwissenschaft von ihren Anfängen bei den Humanisten über den Deutschschweizerischen Sprachverein bis zum Bund „Schwyzertütsch“. Daneben gingen natürlich auch die andern Landessprachen einher, ja auch landesfremde wie das Indonesische, das unser letztes Jahr verstorbener Landsmann Brandstetter erforscht hat. Da war schwarz auf weiß beisammen, was Bundesrat Etter in seinem Solothurner Vortrag als den in unserer sprachlichen und kulturellen Mannigfaltigkeit liegenden Reiz bezeichnet hat.

III.

Das führt hinüber ins W e l s c h l a n d und T e s s i n. Die sprachliche Annäherung der welschen an die deutsche Schweiz, von der wir letztes Jahr gesprochen haben, ist auch dies Jahr zu beobachten gewesen. Das beweisen schon die deutschschweizerischen Bücherwochen, die in Genf, Lausanne und Freiburg unter Teilnahme der Behörden, der Hochschulen und der Presse stattgefunden haben. Die Lausanner „Gazette“ widmete der Veranstaltung sogar eine Sondernummer, in der Prof. Charly Clerc, der Vertreter des französischen Schrifttums an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, das Lob des deutschschweizerischen Schrifttums, darunter auch des schweizerdeutschen, aber eben nicht nur dieses, in wahrhaft ergreifenden Worten verkündete. In einem Aufruf derselben Nummer erklärt Prof. Hedinger, Hoch- und Mittelschullehrer in Lausanne, als Zweck: deutschschweizerisches Geistesleben den welschen Miteidgenossen näherzubringen und den im Waadtland heimisch gewordenen Deutschschweizern die Verbindung mit ihrem alemannischen Mutterboden neu knüpfen zu helfen. In einem Vortrag über Mundart und Schriftsprache, dessen knappe Zusammenfassung in verschiedenen welschen Zeitungen erschien, erklärte er, bei aller Hochschätzung der Ausdrucksfähigkeit unserer Mundarten können sie uns Deutschschweizern die Kenntnis des Hochdeutschen nicht ersetzen, das eben für uns keine Fremdsprache sei, wie man glauben machen wolle. Im selben Sinne sprach in Genf über „L'utilité et la défense du Schwyzertütsch“ Prof. Schenker, der Verfasser eines schweizerdeutschen Lehrbuches, der in seinem Deutschunterricht am Genfer Gymnasium wöchentlich eine Viertelstunde (nicht eine Wochenstunde, wie wir letztes Jahr irrtümlich berichteten) dem Schweizerdeutschen widmet, damit seine Zöglinge, wenn sie mit ihrem Schuldeutsch an die Ufer der Mare oder der Limmat kommen, dort nicht ganz hilflos dastehen. Aber auch er wagt zu erklären, man brauche nicht zu bedauern,

daß das Schweizerdeutsche nicht Schriftsprache geworden sei wie das Holländische; unsere Dichter hätten sonst nie solchen Widerhall gefunden außerhalb des Landes.

Ueber die Frage «Faut-il apprendre le Schwyzertütsch?», die sich in dieser oder ähnlicher Form mehrmals findet, hat sich in welschen Blättern ein lebhaftes Gespräch entsponnen. Delhorbe hält es für nötig zur bessern Verständigung mit den Deutschschweizern und wirft den in der deutschen Schweiz ansässigen Welschen Mangel an gutem Willen vor; Prof. Lombard bekämpft diese Ansicht, weil er eine noch weiter gehende allgemeine Gleichschaltung nach der alemannischen Mehrheit befürchtet. Im „Effort“ findet er Unterstützung: die Erlernung der Mundart würde die sprachliche Verwirrung nur vergrößern, und das Verhältnis der in zürcherischen und andern Banken und Geschäften tätigen Welschen zu ihren alemannischen Landsleuten könnte kaum herzlicher sein, weil sich diese dabei — im Französischen üben können. Im „Courrier de Berne“ findet einer, die Welschen täten vielleicht nicht übel, Schweizerdeutsch zu lernen; denn es scheine ihm nah verwandt mit dem Französischen; wenigstens habe er in der Berner Straßenbahn eine kleine Blonde zum Schaffner sagen hören: „Mi Trambiliee isch am Mombischu vom Kondüktör g'guppirt worde;“ sie täten aber noch besser, wenn sie anfangen, ihre eigene Sprache zu lernen, was er mit einigen Beispielen schlechten Sprachgebrauchs beweist. Auch im „Expres de Neuchâtel“ rät ein Einsender davon ab; sie hätten schon genug Germanismen wie poutzer, reuchtli (Röschti!) usw. Und die Deutschschweizer mit ihrem „Damen-Frisier-Salon“ und den „Sonnerie-Reparaturen“ usw. täten auch besser, auf ihr Deutsch zu achten; wenn das auf beiden Seiten so weiter gehe, führe es zu einer düstern Allermeltsprache. Schweizerdeutschkurse haben veranstaltet in Genf der Kaufmännische Verein und in Bern der Verein der Bundesbeamten (für Welsche).

Mehrfach wird gewarnt vor der Zweisprachigkeit, so im „Journal du Jura“, wo den Welschen die Erlernung der Sprache Goethes und Gotthelfs zwar dringend empfohlen wird, aber vor allem Bervollkommnung in der eigenen. Gegen die Zweisprachigkeit wendet sich im „Bund“ ganz deutlich Charly Clerc. Die wirklich zwei- und mehrsprachigen Schweizer seien seltene Ausnahmen (Motta, Rappard); die meisten von denen, die es durch ihre Herkunft von der Sprachgrenze einigermaßen geworden seien, seien nicht zu beneiden. Es genüge, sei aber auch zu wünschen, daß der Durchschnittschweizer, allerwenigstens der Gebildete, eine zweite und womöglich noch eine dritte Landes-

sprache wenigstens verstehe, denn „um sich zu verstehen, ist es notwendig, sich verständigen zu können“. Aber als Welscher bittet er die Deutschschweizer, bei dieser Verständigung hochdeutsch zu sprechen.

Während die Bemühungen um die Verständigungsmöglichkeit jahrhundertlang ganz einseitig auf der deutschschweizerischen Seite gelegen und in den letzten Jahrzehnten noch zur Bildung des Wortes „Welschlandgängerei“ geführt hat, ist jetzt vielfach vom Austausch, also von Gegenseitigkeit die Rede. Von geistigem Austausch spricht Henri de Ziegler, der Obmann des Schweizerischen Schriftstellervereins, im „Bund“; er denkt an fortlaufende gegenseitige Uebersetzungen von Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen. Auch er ist gegen eine falsch verstandene Zweisprachigkeit, die den Geist der Sprache verfälsche durch unbesonnene Entlehnungen, auf unserer Seite durch viele überflüssige Fremdwörter. Das muß uns ein Welscher sagen! Am schweizerischen Pressetag in Neuenburg erklärte er « le bilinguisme et le polyglottisme » geradezu für Gefahren und empfahl das Lesen fremdsprachiger Werke in Uebersetzung.

Ob dieser rein geistige Austausch in Gang komme, müssen wir abwarten; der persönliche Austausch hat aber schon vor Jahren begonnen. Geradezu sinnbildlich ist, was der „Beobachter“ erzählt: Ein welscher Bub fuhr „mit gemischten Gefühlen“ nach Zürich, ein Zürcher Mädchen „in unbändiger Freude“ ins Welschland — befriedigt und mit dem Entschluß, nächstes Jahr für einen längern Aufenthalt wieder zu kommen, lehrten sie beide nach vier Wochen heim. Diesen Ferienaustausch empfiehlt auch Prof. Rohn, der Präsident des Eidgenössischen Schulrates. Noch ist der Strom von Westen nach Osten schwächer als umgekehrt, aber stärker als früher, und zwar unter Geistesarbeitern und Bauern, weniger unter den Arbeitern.

Die Genfer Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur hat unter der Leitung ihres verdienten Gründers Prof. Bohnenblust ihr zwanzigstes Jahr angetreten und dabei die Zweitausendjahrfeier der Stadt benützt zu einer sinnigen Veranstaltung, an der zwei Politiker und Ständeräte, der Basler Im Hof und der Genfer Malche, sich unbeschadet ihrer Stammesart auf gemeinsamem vaterländischem Boden getroffen haben. Auch die Lausanner Gesellschaft für Literatur und Kunst hat ein fruchtbares Jahr hinter sich.

Im allgemeinen klingt es also aus dem Welschland freundlicher herüber als früher, allerdings nicht immer. Im „Grutli“ wehrt sich ein Einsender heftig gegen das Jahrbuch 1942 des „Jeune Citoyen“, das das waadtländische Erziehungsdepartement als Hilfsmittel für die

staatsbürgerliche Erziehung an Fortbildungsschulen herausgibt, weil darin fünf Seiten deutschen Textes und ein französisch-deutsches Wörterverzeichnis enthalten sind. Er wendet sich scharf gegen den Lausanner Gymnasialdirektor Mehlan, der 1940 in den „Cahiers protestants“ erklärt habe, um ein guter Schweizer zu werden, müsse der Welsche vor allem Deutsch lernen, und auf den Einwurf, das sei nicht nötig, weil die Deutschschweizer ja alle französisch könnten, antwortete, das beweise nur, daß sie bessere Schweizer seien!

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1941 sind noch nicht allgemein auf die Sprache hin bearbeitet, erst einzelne. Das Dörfchen „Mont-Tramelan“ im Berner Jura mit seinen 147 Einwohnern weist nur noch einen Fünftel Welsche auf; deshalb hat der Gemeinderat die deutsche Sprache als Amtssprache erklärt und das allen kantonalen Verwaltungen mitgeteilt. Die Regierung hat aber den Beschluß aufgehoben, weil Berg-Tramlingen „im französischen Teil des Kantons liege“, und die kantonale Verwaltungszweige angewiesen, mit der Gemeinde weiterhin französisch zu verkehren. Immerhin sei die Staatskanzlei berechtigt, die Abstimmungsvorlagen den Deutschsprachigen in deutscher Sprache zu übermitteln. Der „Courrier de Genève“ berichtet aus Freiburg, die Stadt sei immer noch zu zwei Dritteln welsch, aber die neue Statistik beweise, daß der deutschschweizerische Teil sich verhältnismäßig rascher vermehre als der welsche. Dazu komme, daß sich dieser welsche Teil verdienstlicherweise mehr als früher bemühe um « la langue de Goethe », und da jeder Deutschfreiburger sich auch französisch verständlich zu machen wisse, könne es zu dem erbaulichen Schauspiel kommen, daß der welsche Freiburger mit dem Deutschschweizer schweizerdeutsch, dieser aber hartnäckig französisch spreche. Darunter leide aber das Französische bedenklich in Aussprache, Wortschatz und Satzbau.

Und wie steht's im Tessin? Die Motion des Tessiner Nationalrats Bossi, der für die eidgenössische Maturität vor allem die Kenntnis des Italienischen verlangt, wie der Tessiner Abiturient sich über Deutsch und Französisch ausweisen müsse, berührt uns nicht unmittelbar, weil die dafür benötigte Zeit nicht auf Kosten des deutschen, sondern des englischen oder griechischen Unterrichts ginge. Sie sei aber hier doch berührt als fesselnde Einzelheit aus dem schweizerischen Sprachleben. Bundesrat Etter hat sie abgelehnt. Andererseits wird uns von einem Beobachter versichert, der Deutschunterricht an den Tessiner Mittelschulen werde immer besser.

Als weiteres Beispiel schweizerischer Sprachpolitik sei erwähnt, daß die zu 72 n. S. deutschsprachige Schweiz dem Kanton Tessin die

Unterstützung zur Erhaltung seiner Italianità von 45 000 Fr. erhöht hat auf 225 000 Fr., ebenso dem Kanton Graubünden für seine italienischen und romanischen Täler von 4500 auf 25 000 Fr. In einem Vortrag über Kultur- und Sprachleben des Tessins wies Dr. Keller (Solothurn) nach, daß der Gotthard keineswegs die scharfe Scheide in Volkstum und Kultur bilde, als die man ihn oft bezeichne, sondern den Mittelpunkt einer völkischen und sprachlichen „Gotthardkultur“. Die „Gazzetta Ticinese“ beklagt sich darüber, daß von Bern aus Aufsichts-, Prüfungs- und andere Beamte ins Tessin geschickt werden, die das Italienische nicht beherrschen, wobei die Tessiner teils aus Höflichkeit, teils aus Eitelkeit sich befleißigen, deutsch zu sprechen, und sich dadurch des Vorteils begeben, den die Muttersprache in der Verteidigung der eigenen Belange verleihe.

Man wird sagen dürfen: im Kern ist das Sprachleben der Schweiz gesund, aber Auswüchse und Gefahren sind vorhanden und müssen bekämpft werden.

IV.

Und wie steht es im Ausland, zunächst in Deutschland? Ausländische Zeitungsausschnitte sprachlichen Inhalts, die wir früher besonders aus Belgien häufig erhielten, haben wir keine mehr bekommen außer einer (deutschen) „Brüsseler Zeitung“ mit einem Beitrag über Schwyzerdütsch. Verschiedene Schweizer Blätter brachten die ungeheuerliche Nachricht, der Wortschatz der deutschen Sprache habe „infolge der Zeitereignisse“ einen Zuwachs von 26 000 „neuen deutschen Worten“ erhalten. Natürlich hatte sie kein Schweizer gezählt, sondern die Kunde aus deutschen Zeitungen geschöpft, und wie es dort zugegangen, erzählt in der „Muttersprache“ das deutsche Sprachpflegeamt: Ein Zeitungsdienst hatte einen Befrager zu ihm geschickt zur Erkundigung; das Amt, eine Unterabteilung des Reichsinnenministeriums, hatte ihm Einblick gegeben in seine Sammlungen und ihm die Arbeitsberichte der Jahre 1940 und 1941 ausgehändigt. Im Arbeitsbericht 1941 steht nun wörtlich: „Unsre Zeitungsausschnittsammlung ‚Die deutsche Sprache der Gegenwart‘ hat sich um rund 1000 Belege vermehrt und jetzt die Zahl 26 000 erreicht.“ Daraus machte der Zeitungsmann „26 000 neue Worte“, und die Schweizer Zeitungsleute schrieben ihm das nach und knüpften daran natürlich ihre Witze. Daß es 26 000 Neubildungen seien, hat hoffentlich niemand geglaubt. Zum größten Teil sind es nur neue Wortverbindungen, wie Führerhauptquartier, Westwall, Bergeltungsflug, Feindflug usw., oder alte Wörter haben neue Bedeutung erhalten, so Igel, Einsatz, Drachenzähne (für

Tankabwehrbetonzacken). Auch das Hinterland ist bereichert worden durch: Mangelwirtschaft, Zuteilungszwang, Behelfslieferwagen und andere. Einen eigenen Reiz hat die Warnung vor dem Mißbrauch des Wortes „deutsch“: Vom ersten Weltkrieg her hat das Wort „Ersatz“ einen übeln Klang, weil es den Begriff des Minderwertigen enthält. Deshalb spricht man heute lieber von „Austauschstoffen“. Man hat aber vor solche Stoffnamen auch das Wort „deutsch“ gesetzt, besonders im Nahrungs- und Genußmittelgeschäft, und von „deutschem Pfeffer“, „deutschem Kaviar“ usw. gesprochen. Der Werberat der deutschen Wirtschaft hat aber diese Ausdrücke verboten, weil sie dem guten Ruf deutscher Waren abträglich seien; gestattet blieb nur der „deutsche Haustee“. Daß es auch das deutsche Sprachpflegeamt in Berlin nicht immer leicht hat, beweist die Anfrage einer jungen Frau, die ihren ersten Ehestreit erlebt hatte, weil ihr Mann behauptete, man sage: „Mir stößt auf“, während es doch heißen müsse: „Mich stößt auf.“ — „Sagen Sie mir doch, wer recht hat.“

Die Zeitschrift „Muttersprache“ erscheint seit drei Jahren nur noch halb so stark wie früher*). Sie beschäftigt sich immer noch mit dem innern Leben der Sprache; zu ihrer äußern Geltung sagt F. Thierfelder, der Zusammenhang zwischen Sprache und Blut sei „noch weithin unabgeklärt“. Er begrüßt die Vielfalt der europäischen Sprachen und will sie durchaus bestehen lassen; die künftige Einheit unseres Erdteils verlange aber ein gemeinsames Verständigungsmittel, und das könne nur das Deutsche sein. Die heute häufigen Klagen aber über sprachliche Verstöße seien nur die Folge größerer Empfindlichkeit gegen schlechtes Deutsch, also kein Zeichen des Niederganges, sondern der Gesundung.

Ein eigenartiges Schauspiel bietet das Sprachamt der Sächsischen Staatskanzlei. Während sonst auch in Deutschland Mundarten liebevoll gepflegt werden, hat es den Kampf gegen die Mundart des eigenen Gebietes aufgenommen mit einer scharfen Aufforderung an die Jugend, in Aufrufen, Reden, Gedichten die landschaftliche Färbung zu vermeiden, da sie das wegen der weichen, gemüthlichen Aussprache entstelle und lächerlich mache. Das Schicksal des Sächsischen ist geradezu tragisch, bildete dieses doch im 16. Jahrhundert die Grundlage zu Luthers Bibelsprache, die dann mit der Verbreitung der Bibel zur deutschen Schriftsprache wurde. Und heute braucht sich ein Sachse nur auf die Bühne zu stellen und zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so wirkt er erheiternd!

*) Ende April 1943 trifft die Nachricht ein, sie erscheine vorläufig nicht mehr — ein Opfer der Kriegswirtschaft.

Im nichtdeutschen Ausland herrscht die deutsche Sprache, soweit die deutsche Staatsmacht reicht. Das gilt an der Sprachgrenze sogar von den Geschlechtsnamen. Der Gauleiter von Lothringen hat angeordnet, daß alle welschen Namen der neuen Reichsbürger verdeutscht werden, sei es in der Schreibweise, indem zum Beispiel ein Bour sich künftig wieder Bauer schreibt, ein Béber wieder Weber und ein Zinguerlet Zingerle, sei es durch Uebersetzung, in dem ein Dupont zum Bruckner wird, ein Gautier zum Walter. Das Verfahren sei kostenlos. In Paris gibt man sich schein't's große Mühe, Deutsch zu lernen. Wie die „Tribune de Genève“ erzählt, geben die deutschen Schulen der Stadt einen neuen Anstrich; sie seien zahlreich und überall zu treffen und werden aus allen Ständen besucht. Vorläufig befriedigen aber offenbar noch viele Franzosen ihr Bedürfnis nach deutschem Schrifttum mit Hilfe von Uebersetzungen, die laut „Tat“ im besetzten Gebiet „auffallend häufig“ geworden sind. So sind unter anderm erschienen Goethes „Wilhelm Meister“, Grillparzers und Hebbels Tagebücher, Meyers „Jürg Jenatsch“, auch eine Doppelausgabe von Kellers „Landvogt von Greifensee“: auf der einen Seite deutsch, daneben die Uebersetzung.

Im Osten wird der alte, viel umstrittene, von Sprachinseln verwirrend durchzogene Sprachgürtel zu einer möglichst klaren Grenzlinie gemacht durch gewaltsame Aus- und Umsiedlungen. Das hat auch zu dem neuen Wort „Umvolkung“ geführt und geschieht natürlich nicht auf Kosten des Deutschen. Der Gauleiter für Danzig-Westpreußen hat verordnet, daß Polen, die in den drei Jahren seit der Eingliederung nicht Deutsch gelernt haben, dort kein Daseinsrecht mehr besitzen und ins Generalgouvernement Polen umgesiedelt werden. Bei der Besetzung des Warthegaus (Posen) machten die Deutschen 5 v. H. aus (25 000 auf 5 000 000), heute seien es schon 20 v. H. Posen, das 1939 eine rein polnische Stadt war mit nur $3\frac{1}{3}$ v. H. Deutschen und ohne ein einziges deutsches Ladenschild, sei in den drei Jahren eine völlig deutsche Stadt geworden ohne ein polnisches Schild und mit nur deutschen Büchern in den Schaufenstern. Die Umsiedlung der deutschen Bauern aus dem Südtirol ist des Krieges wegen auf Schwierigkeiten gestoßen, die die deutsche und die italienische Regierung veranlaßt haben, die Frist bis Ende 1943 zu erstrecken.

Was aus all diesen Wandlungen der Sprachgrenzen und aus der Weltgeltung der deutschen Sprache werden wird, hängt natürlich vom Ausgang des Krieges ab, den wir „stillstehend“ (so sagten ja die alten Eidgenossen für „neutral“), aber aufmerksam verfolgen. Steiger.